

Hiroshima Nagasaki Peace Study Course an der Beuth Hochschule für Technik Berlin

Prof. Eugen Eichhorn

[Status: vorläufig, 28. Nov. 2016]

Genbaku Bungaku: Materialien

Japanische »Atombombenliteratur« in deutscher Übersetzung

Beispiele 1

Inhalt

Sankichi Toge, Der sechste August	2
Sankichi Toge, Tod	3
Sadako Kurihara, Helft den Gebärenden	7
Sadako Kurihara, Ich bezeuge Hiroshima	8
Tamiki Hara, Dies ist ein Mensch	9
Tamiki Hara, Grabschrift	9
Shinoe Shoda, Acht Tanka	10
Iri und Toshi Maruki, Geister (I)	13
Iri und Toshi Maruki, Yaizu (X I)	14
Tamiki Hara, Sommerblumen	16
Anhang: Eine englische Übersetzung von	
Sadako Kurihara, Helft den Gebärenden	32
Quellen	34

Sankichi Toge

Der sechste August

Übersetzt von Jürgen Berndt

Wer wird je vergessen können

jenen grellen Blitz

Im Nu erloschen dreißigtausend Menschen auf den Straßen

Und in erdrückend tiefer Finsternis erstarb

der Schrei von fünfzigtausend

Als die gelben Rauchwirbel sich lichten

sind Gebäude geborsten, Brücken zerbrochen

vollbesetzte Straßenbahnen verkoht

Hiroshima

ein uferloser Haufen von Schutt und brennenden Trümmern

Und mittendrin

bald darauf weinende Züge nackter Gestalten

in Brusthöhe die Arme von sich gestreckt

und die Haut hängt ihnen wie Lumpen in Fetzen herab

Sie treten auf Hirn aus zersplitterten Schädeln

ein versengtes Stück Tuch auf den Hüften

Leichen

gleich steinernen Buddhafiguren auf dem Exerzierplatz

verstreut

und im Sonnenglast des Tages werden

zu Leichen

auch die Scharen am Ufer, die sich nach den Flößen drängten

Feuerschein erhellt den nächtlichen Himmel

und der Brand greift über auch auf die Straßen

wo die Mutter

wo der Bruder

noch lebendig liegen

unter Hausgebälk

schwillt tonlos an
fällt über uns her

Schatten huschen
im Brandgeknister
durch Staub und Feuerschwaden

»Ah, noch
ist ein Ent-
kommen!«

Ein Körper halb,
begraben unter Trümmern
bäumt sich in den Hüften
brennt
heiße Lohe
packt ihn im Genick
Flammen züngeln
über Arm und Schulter

Hände umklammern im Rauch
den Betonrand einer Zisterne
im Wasser
der Kopf
kein Kleid mehr
es zu benetzen
verkohlt fiel es herab
Leitungsdrähte, Bretter, Nägel, wellige Wände
zersplittertes Glas
Zehennägel verschmoren
die Fersen verbrennen
über den Rücken rinnt es wie flüssiges Blei

»Ouuuh!«

Brandgeschwärzt sind
Telegrafmasten und Mauern aus Lehm
der Wirbel
von Feuer und Rauch
dringt in zerborstene Schädel

»Hiro-chan! Hiro-chan!«

Die Hände halten die Brüste
ein Haufen blutiger Watte
sie liegt am Boden
... Wo bist du, mein Kind

Aus wallendem Qualm
treten plötzlich
nackte Mädchengestalten
Hand in Hand
wie im Reigen sich drehend
da strauchelt ihr Kreis
stürzt auf die Trümmer
wo eine Schulter hervorragt

Eine alte kahlköpfige Frau
vergeht im Atem der Hitze
wälzt sich, schreit schrill

In den Straßen lechzende Glut
Leiber aufgedunsen zu Trommeln
Lippen zerrissen
rotklumpiges Fleisch

hautlose Hände halten
Fußknöchel unklammert
ausgelaufene Augen

in weißverkochtem Gesicht
zwischen den Fingern Haare und Hirn

Stickiger Rauch, tobender Feuersturm
Funken sprühen
wie goldfarbene Kinderpupillen

Mein Körper glüht
ausgedörrt ist die Kehle
gebrochen der Arm
zerschmettert die Schulter

Nein!
Ich kann nicht mehr weiter
versinke in dunkles Alleinsein
das Dröhnen in den Schläfen verhallt
Aah!
Warum nur
warum
muß ich
hier am Straßenrand
fern
von dir
ster-
ben

Quelle [2], S. 16-18

Sadako Kurihara

Helft den Gebärenden

Übersetzt von Siegfried Schaarschmidt

Nachts im Untergeschoß eine Hochhausruine.
Von der Atombombe Verletzte,
dicht an dicht, füllten
den dunklen, durch keine Kerze erhellten Keller.
Geruch von Blut, von Leichen.
Und aus dem Schweißdunst, dem Wimmern
plötzlich eine seltsame Stimme,
die sagte: »Hier bekommt eine ein Kind. «
In diesem Keller wie auf dem Grund der Hölle
eine junge Frau, die Spürte, sie würde gebären.
Aber im Dunkeln, ohne auch nur einem Streichholz,
was sollten sie tun? - schoß es den anderen,
daß sie ihrer Schmerzen vergaßen, durch den Kopf.
Bis eine von ihnen rief:
»Ich bin Hebamme, ich will dir helfen! « Und hatte,
eine Schwerverletzte, selber bis eben gestöhnt.

Also kam es, daß auf dem dunklen Grund der Hölle
ein neues Leben geboren ward.
Und es kam, daß noch vor Morgengrauen
blutbedeckt die Hebamme lag und war tot.

Ah, helft den Gebärenden!
Helft ihnen gebären,
und wär's ums eigene Leben!

(1946)

Quelle [1], S. 117

Sadako Kurihara

Ich bezeuge Hiroshima

Übersetzt von Jürgen Berndt

Ich habe überlebt,
und Mensch möchte ich sein, das ist alles.
Die Mutter in mir begehrt auf
gegen den Krieg, vor allem
damit über dem rotwangigen Mädchen
und all den noch Kommenden der blauende Himmel
nicht eines Tages plötzlich wieder zerbricht,
damit durch das Urteil, über die Zukunft gesprochen,
Tränen, die Verblichenen gegolten,
nicht zu Tränen für Lebende werden.
Ich verweigere den Tod meines Sohnes,
man möge mich strafen dafür, in wessen Namen auch immer.
Das Inferno damals hat sich in meine Netzhaut gebrannt,
Flucht und Verstecken, alles erwartet von mir, nur das nicht.

Sechster August des Jahres eintausendneunhundertfünfundvierzig.
Kaum hatte die Sonne zu scheinen
und ein jeder ergeben sein Tagwerk begonnen,
als jählings
die Stadt hinweggefegt wurde,
Menschen verkohlten
und Leichen das siebenarmige Delta bedeckten.

Sollte jemand, der einen flüchtigen Blick in die Hölle getan,
von der Hölle erzählen
und gar davon reden, den Höllenfürsten noch einmal zu rufen,
dann werd ich, die ich Hiroshima überlebte,
in den Zeugenstand treten, wo immer es sei,
meine Stimme kraftvoll erheben und sagen:
»Hört auf mit den Kriegen!«

(1968)

Quelle [2], S. 141

Tamiki Hara

Dies ist ein Mensch

Übersetzt von Jürgen Berndt

Dies ist ein Mensch
Was tat die Atombombe ihm an!
Der Leib entsetzlich gedunsen
Ein Mann? Eine Frau? Wer weiß
Hört! Über zuckenden Lippen
im verkohlten Gesicht sickert die Stimme:
»Hilfe! Hilfe!«
Leise ersterbende Worte
Dies, dies ist ein Mensch!
Eines Menschen Gesicht.

(1948)

Quelle [2], S. 19

Grabschrift

Übersetzt von Wolfgang Schamoni

Eingegraben in Stein aus ferner Zeit
Ein Schatten auf dem Sand
Einstürzend Himmel und Erde dazwischen
Das Traumbild einer Blume

(1951)

Quelle [1], S. 121

Shinoe Shoda

Acht Tanka

Übersetzt von Wolfgang Shamoni

Eine Auswahl aus einem im Dezember 1947 illegal gedruckten schmalen Heft mit vierundneunzig Kurzgedichten in klassischer Form, sogenannten Tanka. Das Heft trägt den Titel Sange (Reue/Buße). Bei einem Nachdruck im Jahre 1962 fügte die Autorin zu einzelnen Gedichten Erläuterungen hinzu. Diese sind - soweit vorhanden -- im Folgenden mit übersetzt.

Nicht Kohle
sondern
schwarzgebrannte Menschen
schwer beladen fährt
ein Lastwagen
vorüber

Die großen Knochen
das ist der Lehrer
rings herum
drängen sich
kleine Schädel *

Mit verbranntem Leib
heimgekehrt
ins Elternhaus
seine letzten Worte:
»Ich lebe«

Bedauernswert sind vor allem die Schulkinder der Arbeitsbrigaden, so reinen Herzens und unschuldig. Ab April 1945 waren die Grundschüler aus ganz Hiroshima in Schulen oder Tempel in den Bergen evakuiert, wo sie zusammen lebten und lernten. Die Mittelschüler der ersten drei Jahrgänge sowie die Volksschüler der gleichen Altersstufen waren in Arbeitsbrigaden eingeteilt und halfen, Bauholz und Dachziegel wegzuräumen, welche beim Abriß von Häusern (für Brandschneisen) anfielen. Die Mittelschüler höherer Altersstufen arbeiteten in den Rüstungsfabriken.

* Dieses Gedicht steht heute auf dem Mahnmal für die durch die Atombombe umgekommenen Lehrer und Kinder im Friedenspark von Hiroshima. - Anmerkung des Übersetzers.

Vor das Photo
ihres im Feuer gestorbenen
Kindes
eine Tomate legend:
»Iß doch, iß«
weint die Mutter

In der Ecke eines kleinen Zimmers des Gartenhauses, in welchem ich untergekommen bin, hockt eine Frau. Vor das Photo ihres nicht mehr heimgekommenen Kindes legt sie eine Tomate und weint unaufhaltsam: »Bevor er an dem Morgen aus dem Haus ging, bat er mich, ihm eine Tomate zu essen zu geben. Ich habe ihn ohne die Tomate aus dem Haus geschickt und er ist nie wiedergekommen.« Sie bereut ihr damaliges Verhalten und ist außer sich vor Schmerz: Komm heim und iß! Hätte ich dir doch die Tomate gegeben! - Diese Mutter hatte alle ihre Hoffnung auf dieses Kind gesetzt und sich mühsam mit Näharbeiten den Lebensunterhalt verdient. Das Kind wurde ihr durch die Atombombe genommen. Jetzt ist sie völlig alleine und arbeitet als Hausmeisterin. Sie spricht zu mir von ihrer Angst, was mit ihr sei, wenn sie alt und gebrechlich werde. Ich bin mit ihr seit unserer gemeinsamen Kindheit befreundet.

Nur Minuten
nach der Atombombe
geboren
dies Kind:
blühend
ohne Wunde

Die Mutter starb gleich, nachdem sie dieses Kind auf die Welt gebracht hatte. Niemand wußte, wer sie war oder woher sie kam.

Trümmerfeld
unter sengender Sonne

am verkohlten Baum
eine erhängte Frau

Gäbe es eine Operation
die alle Erinnerung
wegschneidet!
auf der Suche
nach einem Arzt
für das kranke Herz

Mein Schwager, dem seine Frau und vier Kinder in ein und demselben Moment gestorben sind, erzählte mir: Er könne nicht schlafen, nachts in der Baracke auf dem Trümmerfeld von Sorasayamachi. Wenn er sich hinlege, müsse er an all die vergangenen Dinge denken. Dann gehe er nach draußen und irre auf dem Trümmerfeld umher. Und er fragte mich, ob es keine Operation gebe, die alle Erinnerung weg-schneide.

(Dieser Schwager litt an Lungenkrebs und ist in dem Krankenhaus für Atombomben-opfer gestorben.)

Wir wollen leben
ein Volk
ohne Waffen
in Reue
standhaft

Nachdem wir von der Atombombe zertreten worden waren, begann ich unwillkürlich an die Vergangenheit zu denken, da wir andere Menschen zertreten haben, und ich dachte: Ich wünsche mir, daß wir aus dem Gedanken der Reue heraus als waffenlose Nation wiedererstehen und ein Leben in Demut und Frieden führen.

(1947/1962)

Quelle [1], S. 34

Iri und Toshi Maruki

Aus dem Englischen übersetzt von Stefan Hyner

Geister (I)

Geister in einer Prozession

 augenblicklich ihrer Kleider beraubt
 durch Explosion

Sie hatten Verbrennungen von den Brüsten bis
an die Beine

Die violetten Schwellungen auf ihrer Haut
 brachen unmittelbar auf und schälten sich
 hingen herunter wie Stofffetzen

Unzählige Geister aus dem Inferno
 der atomaren Explosion

 hoben ihre Hände halbwegs
 trugen schwere Herzen und Füße

Sie fielen in klagenden Haufen zusammen
 und starben einer nach dem anderen

Ein weißer menschlicher Schatten
 verblieb auf einer Steinstufe
 im Zentrum der Explosion

Bei sechstausend Grad
 verdunstet da der Körper?

War dies was wirklich passiert ist?

Niemand kann ausdrücken wie es war
 in diesem Moment

Aber auch jeder hatte ein entstelltes Gesicht

Es war schwer den einen
 vom anderen zu unterscheiden, obwohl sie
 ihre Namen
 mit fast verschwundenen Stimmen sagten

Ein Kleinkind lag unverletzt schlafend
Seine Mutter mußte das unschuldige
Gesicht und die samtene Haut
In ihrem weißen und zarten Busen gerettet
Haben
Oh, selbst das Baby würde sich wieder
erheben und herumkrabbeln
Wenn der Frieden käme

-
-
-

YAIZU (IX)

Zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte
wurde die Atombombe über
Hiroshima abgeworfen
Dann noch einmal über Nagasaki

Dann wurde über dem Bikini-Riff die noch mächtigere
noch zerstörerische Wasserstoffbombe
abgeworfen
Dort auf einem Fischkutter in mikronesischen Gewässern
segelte Aikichi Kuboyama
und starb ein halbes Jahr später
in seinem Heimathafen Yaizu

Ein, zwei, dreimal
Wurden Japaner die Opfer des
Atomzeitalters

Anschließend (Mai 1983)

Und nicht nur Japaner
Mikronesier auf den nahegelegenen Atollen

allesamt bestäubt mit radioaktiver Asche
ihr Riff völlig vergiftet

Bikinier, denen versichert wurde, ihr geliebtes Heimatland
sei sicher um zurückzukehren
überglücklich! kamen dann nieder mit
Strahlungskrankheiten, Krebs, Leukämie
Und wurden aufgefordert wieder zu gehen
Auf immer

Bikini und Yaizu
Partner durch Versäumnis

Quelle [4], S. 218 und 220

Tamiki HARA

Sommerblumen

Übersetzt von Edith Shimomura

Diese dokumentarische Erzählung wurde Ende 1945 niedergeschrieben, konnte jedoch angesichts der Zensur der Besatzungsbehörden zunächst nicht erscheinen. Sie wurde erst im Juni 1947 gedruckt und gilt heute als eines der Hauptwerke der frühen »Atombomben-Literatur«. Das vorausgestellte Motto stammt aus dem Hohen Lied.

*Geliebter, ich bitte dich, lauf geschwind.
Sei in den duftenden Bergen wie ein Reh,
sei wie ein kleiner Hirsch.*

Ich hatte in der Stadt einen Strauß Blumen gekauft und ging zum Grab meiner Frau. In der Jackentasche trug ich ein Bündel Weihrauchstäbchen, die ich mir aus dem Hausaltar genommen hatte. Der 15. August wäre das erste Totenfest für meine Frau. Würde aber diese Stadt, meine Heimat, bis dahin von Bombenangriffen verschont bleiben? Zufällig herrschte an dem Tag Stromsperre, dennoch war ich der einzige, der schon frühmorgens mit Blumen durch die Straßen ging. Ich wußte nicht, wie die Blumen hießen, aber mit ihren gelben, kleinen Blüten waren sie in ihrer zarten Schlichtheit so rechte Sommerblumen.

Ich besprengte den der sengenden Sonne ausgesetzten Grabstein mit Wasser, teilte die Blumen in zwei Sträuße und steckte sie links und rechts in die Vasen. Nun wirkte das Grab plötzlich ganz erfrischt. Ein Weilchen betrachtete ich die Blumen und den Stein. In dem Grab ruhten neben meiner Frau auch meine Eltern. Nachdem ich die mitgebrachten Weihrauchstäbchen angezündet und mich verneigt hatte, trank ich am Brunnen nebenan einen Schluck Wasser. Dann ging ich durch den Nigitsu-Park wieder nach Hause. In meiner Jackentasche aber blieb während dieses und des nächsten Tages der Geruch von Weihrauch haften. Zwei Tage nach meinem Besuch auf dem Friedhof fiel die Atombombe.

Ich war auf der Toilette, und nur dadurch blieb ich am Leben. Am Morgen des 6. August war ich gegen acht Uhr aufgestanden. Am Abend zuvor hatte es zwar zweimal Fliegeralarm gegeben, aber es war nichts weiter passiert. So hatte ich mich denn vor Morgengrauen ausgezogen und mich nach langer Zeit wieder mal im Schlafanzug hingelegt. Nach dem Aufstehen schlüpfte ich nur in die Unterhose. Als meine

Schwester mich so sah, nörgelte sie über meine Langschläferei, ich ging aber ohne ein Wort zu erwidern auf die Toilette.

Ich weiß nicht, wie viele Sekunden vergangen sein mochten. Plötzlich traf mich ein Schlag am Kopf. Vor meinen Augen glitt Finsternis herab. Unwillkürlich schrie ich auf, hielt mir beide Hände schützend über den Kopf und erhob mich. Um mich herrschte völlige Dunkelheit. Ich nahm nur ein Tosen wahr, das dem eines Sturmes glich, der alles zu Boden reißt. Ich tastete mich zur Tür und stieß sie auf. Vor mir lag die Veranda. Bis zu diesem Augenblick hatte mich qualvolle Verzweiflung gepeinigt, denn mitten in diesem Getöse waren mir zwar meine eigenen Schreie deutlich in die Ohren gedrungen, doch hatte ich nichts sehen können. Nun aber, da ich auf der Veranda stand und das zerstörte Haus nach einem Weilchen aus der Dämmerung auftauchte, wurden auch meine Sinne wieder klarer.

Es war wie ein furchtbarer, beklemmender Traum gewesen. Als ich den Schlag verspürte und alles dunkel wurde, dachte ich unwillkürlich daran, daß ich ja noch lebe. Im nächsten Moment fand ich es schon verdrießlich, in eine derart mißliche Situation geraten zu sein. Mein eigenes gellendes Geschrei klang mir fremd in den Ohren. Aber kaum, daß sich nun die Umgebung schemenhaft meinem Blick enthüllte, schien es mir, als stünde ich auf der Bühne inmitten eines grausigen Schauspiels. Sicherlich hatte ich solch eine Szene schon in Kino erlebt. Durch eine dicht aufwirbelnde Staubwolke wurde ein blauer Fleck sichtbar, und langsam zeigten sich immer mehr solcher Flecke. Aus geborstenen Wänden und aus ganz unerwarteten Richtungen fiel Licht ein. Als ich vorsichtig über den Korridor, wohin die Matten aus den Zimmern geflogen waren, ging, prallte ich fast mit meiner Schwester, die mir entgegenkam, zusammen.

»Ist dir was passiert? Nichts passiert? Nein? Alles in Ordnung?« rief sie. »Du blutest ja aus den Augen! Wasch dich schnell!« Sie bedeutete mir, daß in der Küche neben dem Spülstein noch Wasser aus der Leitung fließe.

Da ich bemerkte, daß ich splitternackt war, sagte ich zu meiner Schwester: »Kann ich nicht erst was zum Anziehen haben?« Sie zog daraufhin aus dem halb zusammengebrochenen Wandschrank eine Unterhose. Plötzlich stürzte jemand mit seltsamen Gebärden herein. Der Mann mit blutverschmiertem Gesicht war ein Angestellter unserer Firma. Er hatte nur ein Unterhemd am Leibe. Als er mich erblickte, meinte er, schon wieder im Weggehen: »Gut, daß Ihnen nichts passiert ist.« Er redete vor sich hin: »Ich muß telefonieren, ich muß telefonieren!« und lief eilig weiter.

Unser Haus hatte überall Risse; Matten, Schiebewände und -türen lagen in wirrem Durcheinander. Nur die Stütz- und Querbalken zeichneten sich deutlich ab - und so verharrte es noch ein Weilchen in merkwürdigem Schweigen. Es schienen seine letzten Augenblicke zu sein. Man erzählte mir später, daß in unserem Stadtteil fast alle Häuser einfach in sich zusammengesackt seien. Das Fundament unseres Hauses allerdings hatte standgehalten; nicht einmal das obere Stockwerk war eingestürzt. Es muß ein außerordentlich solider Bau gewesen sein. Mein übervorsichtiger Vater hatte das Haus vor vierzig Jahren errichten lassen.

Ich stieg über die kreuz und quer liegenden Matten und Schiebetüren hinweg und suchte mir etwas zum Anziehen. Die Jacke fand ich gleich. Während ich auf der Suche nach der Hose umherlief, blieb mein eiliger Blick ganz zufällig für einen Moment an dem Wirrwarr verstreuter Sachen hängen. Das Buch, in dem ich gestern abend noch gelesen hatte, lag aufgeblättert am Boden. Drohend versperrte ein vom Querbalken gefallenes Bild die Nische. Auf einmal fand sich irgendwo die Feldflasche, und dann kam die Mütze zum Vorschein. Da ich meine Hose nicht entdecken konnte, suchte ich nach Schuhwerk.

In diesem Augenblick erschien auf der Veranda vor dem Wohnzimmer K. aus dem Büro. Als er mich sah, rief er mir, indem er sich auf den Boden fallen ließ, jammernd zu: »Ach, es hat mich erwischt! Helfen Sie mir!«

Er blutete ein wenig an der Stirn. In den Augen standen ihm Tränen.

»Wo sind Sie denn verletzt?« fragte ich.

»Am Knie.«

Er hielt sich das Knie, wobei sich sein blasses, faltenreiches Gesicht verzerrte.

Nachdem ich ihm ein Leinentuch gereicht hatte, das da herumlag, zog ich mir selber zwei Paar Strümpfe über die Füße.

»Es qualmt schon! Wir müssen fort! Fliehen Sie mit mir!« drang K. in mich.

Selbst K., der bedeutend älter und im allgemeinen viel besonnener war als ich, schien zu meinem Erstaunen etwas kopflos geworden zu sein.

Als ich von der Veranda aus meine Blicke umherschweifen ließ, sah ich nur Reihen über Reihen eingestürzter Häuser. Außer einem etwas weiter entfernten unversehrten Eisenbetongebäude gab es keinen Orientierungspunkt.

Der große Ahornbaum an der zusammengefallenen Gartenmauer aus Lehm war mitten durchgeknickt, seine Krone auf das Waschbassin geschlagen.

Plötzlich beugte sich K. zum Luftschutzbunker hinüber und machte den merkwürdigen Vorschlag: »Wollen wir hier aushalten? Ein Wasserbecken ist ja auch da.« Als ich ihm entgegnete: »Nein, wir gehen besser zum Fluß«, stammelte er verwirrt: »Fluß? Wie kommt man denn gleich dahin?«

Ich war mit meinen Vorbereitungen zur Flucht noch nicht fertig. Ich zog aus dem Wandschrank einen Schlafanzug, den ich K. reichte. Dann riß ich die Verdunkelungsvorhänge auf der Veranda herunter. Auch ein Sitzkissen hob ich auf. Als ich die Matten auf der Veranda hochschlug, kam schließlich doch noch der Beutel mit dem Allernötigsten für einen solchen Fall zum Vorschein. Erleichtert hängte ich mir die Tasche über die Schulter. Vom Speicher der pharmazeutischen Fabrik nebenan begannen rote, kleine Flammen aufzuzüngeln. Es war höchste Zeit. So verließ ich denn das Haus und kletterte um den in halber Höhe abgebrochenen Ahornbaum herum.

Dieser große Ahorn hatte, solange ich denken kann, in dem Winkel unseres Gartens gestanden; er war in den Tagen meiner Kindheit Gegenstand all meiner Träume gewesen. Seit ich aber im Frühling dieses Jahres nach langer Abwesenheit wieder in unser altes Haus gezogen war, fand ich es immer wieder seltsam, daß selbst von diesem Baum kein solcher Reiz mehr ausging wie früher. Es war überhaupt eigenartig, daß das Zuhause für mich das Sanfte, Harmonische verloren hatte und mir irgendwie nur noch als eine Anhäufung grausiger anorganischer Materie erscheinen wollte. Ging ich in das zum Garten hin gelegene Wohnzimmer, mußte ich unwillkürlich an die Geschichte von Poe über den Untergang des Hauses Usher denken.

K. und ich stiegen über Häusertrümmer hinweg, räumten Hindernisse beiseite und kamen anfangs nur langsam voran. Endlich hatten unsere Füße ebenen Boden erreicht; daran merkten wir, daß wir uns auf einer Straße befinden mußten. Nun liefen wir mit schnellen Schritten hastend mitten auf dieser Straße. Hinter einem flach in sich zusammengefallenen Gebäude hervor rief plötzlich jemand: »Hallo!«

Als wir uns umsahen, kam eine Frau mit blutendem Gesicht weinend hinter uns hergelaufen. Um Hilfe flehend, folgte sie uns verzweifelt mit völlig verstörter Miene.

Nach einer Weile stießen wir auf eine alte Frau, die uns den Weg versperrte und wie ein Kind jammerte: »Das Haus brennt, das Haus brennt!«

Rauch stieg hier und da aus eingestürzten Häusern auf. An einer Stelle wütete schon ein wilder Flammenwirbel. Wir liefen daran vorbei. Der Weg wurde wieder

eben, und schließlich hatten wir dann die Sakae-Brücke erreicht. Unaufhörlich strömten hier Flüchtende zusammen.

»Die Gesunden mit Eimern zum Feuerlöschen!« rief beharrlich ein Mann auf der Brücke. Ich schlug den Weg zu dem Gesträuch des Sentei-Parkes ein, und dort verlor ich K. aus den Augen.

Durch das Bambusdickicht, das wie niedergemäht war, hatte sich den fliehenden Menschen wie von selbst ein natürlicher Weg geöffnet. Die hochaufragenden Baumkronen waren bis auf wenige wie in der Luft abrasiert. So bot nun auch dieser berühmte historische Park am Fluß einen mit Wunden übersäten Anblick. Plötzlich entdeckte ich neben einem Strauch eine Frau in mittleren Jahren; ihre fülligen Glieder schlaff von sich gestreckt, kauerte sie dort. Als ich in dieses Gesicht schaute, hatte ich das Gefühl, daß seine Leblosigkeit ansteckend wirkte. Es war das erstemal, daß ich so etwas sah. Aber später sollte ich dann ohne Ende auf Gesichter stoßen, die noch viel sonderbarer waren als dieses.

Bei dem Gesträuch, das sich bis zum Flußufer hinzog, traf ich auf eine Schar Schulmädchen. Sie waren aus der Fabrik geflohen. Alle hatten sie leichte Verletzungen; aber sie unterhielten sich lebhaft miteinander - trotz ihres Schreckens über das gerade vor ihren Augen Geschehene. Auf einmal tauchte dort auch mein ältester Bruder auf. Er hatte nur ein Hemd an und hielt in der einen Hand eine Bierflasche. Er schien unverletzt. Auch am anderen Ufer waren, so weit der Blick reichte, alle Gebäude zerstört. Nur die Telegrafmasten standen noch. Eine Feuersbrunst griff um sich. Ich glaubte mich aber trotzdem bereits in Sicherheit, als ich mich auf dem schmalen Pfad am Flußufer niederließ. Was uns so lange bedroht hatte, was schließlich einmal hatte kommen müssen, das war nun eingetreten. Mit Erleichterung dachte ich darüber nach, daß ich nun also doch noch das blanke Leben gerettet hatte. Eine ganze Weile hatte ich gemeint, die Aussichten zu überleben stünden nicht höher als eins zu eins. Und jetzt fuhr mir unvermittelt in seiner vollen Bedeutung in den Sinn, daß ich noch lebte.

Das alles muß ich schriftlich festhalten, murmelte ich vor mich hin. Aber zu der Zeit wußte ich so gut wie nichts über die wahre Natur dieses Luftangriffs.

Das Feuer am anderen Ufer nahm an Stärke zu. Da die glühende Hitze bis zu uns herüberreichte, tauchten wir unsere Sitzkissen in den Fluß, der gerade Flut hatte, und bedeckten damit unsere Köpfe. Da rief jemand: »Luftangriff! Wer was Weißes

anhat, unter die Bäume!« Diesem Rufe folgend, stürzten alle gebückt tief in die Sträucher hinein. Vermutlich brannte es auch auf der anderen Seite des vom Sonnenlicht hell überfluteten Gebüsches. Wir hielten ein Weilchen den Atem an, da jedoch nichts passierte, gingen wir wieder zum Fluß zurück. Das Feuer drüben am Ufer tobte unvermindert weiter. Heißer Wind strich über unsere Köpfe und trieb schwarzen Rauch bis fast zur Mitte des Flusses. In diesem Augenblick verfinsterte sich plötzlich der Himmel über uns, und fast gleichzeitig rauschte in großen Tropfen ein Regenguß nieder. Durch den Regen ließ die Hitze ein wenig nach. Unvermittelt kehrte das sonnige Wetter wieder. Am anderen Ufer brannte es immer noch. Jetzt erblickte ich auf unserer Seite auch meinen ältesten Bruder wieder, meine Schwester und einige Leute aus der Nachbarschaft, die ich vom Sehen her kannte. Wir kamen zusammen, und jeder berichtete, was ihm am Morgen widerfahren war. Mein Bruder hatte in jenem Augenblick gerade im Büro am Tisch gesessen, als im Garten ein Blitz aufzuckte. Im gleichen Atemzug war er mehr als vier Meter weit weggeschleudert und verschüttet worden. Eine Zeitlang hatte er sich vergeblich gequält, bis er schließlich eine Lücke entdeckt hatte und hinaus kriechen konnte. Von der Fabrik her hatte er die Hilfeschreie der Schüler gehört. Er hatte alles Erdenkliche getan, um sie zu retten. Meine Schwester war von dem Lichtstrahl am Hauseingang überrascht worden. Da sie sich schleunigst unter der Treppe verborgen hatte, war sie nur leicht verletzt. Anfangs hatten alle angenommen, es hätte nur ihr Haus erwischt, doch als sie dann hinausgegangen waren, hatten sie erschrocken überall eingestürzte Häuser wahrgenommen. Das Merkwürdige daran war, daß die Häuser ringsum zerstört waren, obgleich es keine Einschlagtrichter gab. Wie meine Schwester erzählte, soll es gleich nach der Aufhebung des Voralarms passiert sein. Etwas hätte mit einem leichten Knistern, wie wenn Magnesium brennt, grell aufgeleuchtet, und in derselben Sekunde hätte sich die Erde unter ihren Füßen gedreht. Es wäre wie Zauberei gewesen.

Allmählich legte sich das Feuer am anderen Ufer. Da schrie jemand, daß die Bäume bei uns im Park Feuer gefangen hätten. Leichter Rauch wurde am hohen Himmel hinter uns sichtbar. Der Fluß hatte noch immer Flut und wollte nicht zurückweichen. Ich kletterte den Steinwall zum Strand hinunter. Dort fand ich zu meinen Füßen eine angeschwemmte große Kiste aus rohem Holz, herausgetrudelte Zwiebeln schaukelten auf dem Wasser. Ich zog die Kiste ganz zu mir heran, nahm Zwiebeln heraus und reichte sie ans Ufer weiter. Die Kiste war aus einem umgekippten Güterwagen

auf der Eisenbahnbrücke stromaufwärts herausgeschleudert worden und hierhergeschwemmt. Während ich die Zwiebeln auflas, hörte ich jemand um Hilfe rufen. Ein Mädchen, an ein Brett geklammert, trieb auf- und untertauchend in der Mitte des Flusses daher. Ich suchte mir einen großen Balken und schwamm, ihn vor mir herschiebend, zu ihr hin. Ich war schon lange nicht mehr geschwommen, aber es gelang mir leichter, als ich gedacht hatte, sie zu retten.

Das Feuer am Ufer drüben, das sich für ein Weilchen beruhigt hatte, wütete inzwischen wieder mit unverminderter Stärke. Diesmal zeigte sich in dem roten Feuer trübschwarzer Rauch, und dieser schwarze Schemen griff mit rasender Schnelligkeit um sich. Mit jeder Minute schien die Hitze der Flammen zuzunehmen. Nachdem sich schließlich auch dieses gewaltige, unheimliche Feuer verzehrt hatte, bot sich uns ein Bild der Leere und der Trümmer dar. In diesem Augenblick bemerkte ich, daß am Himmel stromabwärts genau in der Mitte des Flusses eine unvorstellbar klare Luftschicht heranschwebte. Ich dachte: Ein Wirbelsturm! und schon fegte ein heftiger Windstoß über unsere Köpfe hinweg. Alle Pflanzen ringsum neigten sich, und im Nu waren Baumstämme entwurzelt und mit in die Luft gerissen worden. Die Bäume, die in der Luft tanzten und tobten, sausten wie ein Pfeil mit Wucht in die Trübung hinunter. Ich erinnere mich nicht mehr genau, welche Färbung die Luft in diesem Moment hatte. Aber ich stelle mir vor, daß sie vielleicht wie ein äußerst grausames Höllenbild in einen grünen Schimmer gehüllt war.

Als dieser Wirbelsturm vorüber war, ging vom Himmel eine Stimmung wie beim nahenden Abend aus. Mein zweiter Bruder, den ich bisher noch nicht bemerkt hatte, kam plötzlich auf uns zu. Durch sein Gesicht zog sich ein leichter, grauer Streifen, sein Hemd war auf dem Rücken in Fetzen gerissen. Aus dem Streifen auf der Haut - einem Sonnenbrand ähnlich - wurde später eine eiternde Brandwunde, die eine mehrere Monate lange Behandlung erforderte. Zu der Zeit war er aber noch recht munter. Mein Bruder, der an dem Morgen zufällig noch einmal in sein Haus zurückgekehrt war, hatte unterwegs hoch oben am Himmel ein kleines Flugzeug bemerkt und anschließend drei mysteriöse Blitze gesehen. Er war ein ziemliches Stück durch die Luft geschleudert worden. Später hatte er seine Frau und das Dienstmädchen, die verschüttet waren, befreit. Die beiden Kinder hatte er dem Dienstmädchen anvertraut und sie vorausgeschickt, während er noch eine Weile gebraucht hatte, um einen alten Mann aus dem Nachbarhaus zu retten.

Meine Schwägerin ängstigte sich sehr wegen der Kinder, von denen sie nicht wußte, wo sie waren. Da hörten wir jedoch von der Flußniederung auf der anderen Seite das Dienstmädchen rufen. Sie schrie, es solle schnell jemand kommen, sie könne das Kind nicht mehr tragen, sie sei verletzt.

Auch das Wäldchen im Sentei-Park brannte nach und nach ab. Das Feuer würde wohl am Abend zu uns übergreifen. Deshalb wollten wir, solange es noch hell war, zum anderen Ufer übersetzen. Aber in der Nähe gab es keinerlei Fähre. Mein ältester Bruder und die Seinen sollten über die Brücke zum anderen Ufer laufen. Mein zweiter Bruder und ich gingen den Fluß hinauf, um weiter nach einem Fährboot zu suchen. Wie ich den schmalen, steinernen Pfad am Wasser entlangschritt, gewährte ich dort zum erstenmal eine Menge Menschen, deren Zustand mit Worten kaum noch zu beschreiben ist. In der sich schon neigenden Sonne, die die Szene ringsum erblassen ließ, warfen sie Schatten im Wasser. Was war mit ihnen geschehen? Ob es sich um Frauen oder Männer handelte, konnte man nicht erkennen, denn ihre Gesichter waren so unförmig aufgeschwollen, daß die Augen schmal wie ein Faden wirkten, und die Lippen waren furchtbar entzündet. Sie lagen dort, die jammernswerten Glieder entblößt, in den letzten Zügen. Wie wir an ihnen vorübergingen, riefen uns diese seltsamen Wesen mit dünnen, ersterbenden Stimmen zu: »Geben Sie mir ein wenig Wasser zu trinken!« oder »Helfen Sie mir!«

Fast alle baten um etwas. Eine schrille, wehmütige Stimme, die mir ebenfalls etwas zurief, ließ mich stehenbleiben. Keinen Meter von der Leiche eines nackten Jungen entfernt, der direkt vor mir bis zum Kopf im Wasser lag, hockten auf einer Stein-
treppe zwei Frauen. Ihre fast um das anderthalbfache aufgedunsenen Gesichter waren häßlich verzerrt, nur ihre versengten, zottigen Haare deuteten an, daß es sich um Frauen handelte, Es waren Gestalten, die einem auf den ersten Blick mehr Grausen als Erbarmen einflößten. Als jedoch die Frauen sahen, daß ich stehenblieb, baten sie flehentlich: »Die Bettdecke dort am Baum gehört uns. Können Sie uns die Decke nicht bringen?«

Und tatsächlich fand ich dort am Baum so etwas wie eine Bettdecke. Nur lag darauf ein sterbender Schwerverletzter, so daß nichts zu machen war.

Wir hatten ein kleines Floß ausfindig gemacht, lösten das Seil und ruderten ans andere Ufer hinüber. Als das Floß drüben auf dem Sand aufstieß, dämmerte es schon. Auch hier schienen viele Verwundete Zuflucht gesucht zu haben. Ein am Strand kauender Soldat bat mich um heißes Trinkwasser, und ich nahm ihn auf meine

Schulter gestützt mit. Mühsam taumelte er auf dem Sand dahin, und plötzlich murmelte er resigniert: »Lieber sterben.« Ich fand keine Worte und nickte nur trübsinnig. Es war, als ob uns in diesem Augenblick eine unbändige Empörung gegen die Sinnlosigkeit stumm miteinander verbände. Ich ließ ihn unterwegs warten und stieg den Steinwall zur Wasserversorgungsstelle auf dem Deich hoch. Dort traf ich auf einer Bank auf eine Gestalt mit einem schwarzverbrannten großen Kopf, die, die Teeschale in den Händen haltend, im aufsteigenden Wasserdampf langsam heißes Wasser schlürfte. Das riesige, sonderbare Gesicht sah aus, als bestünde das Ganze aus einzelnen schwarzen Bohnen. Die Haare waren an den Ohren in gerader Linie abgeschnitten. (Später, als ich mir die Verbrannten, bei denen die Haare in ähnlicher Weise abgeschnitten waren, daraufhin ansah, wurde mir klar, daß die Haare bis zur Mütze abgesengt waren.) Das Schälchen mit Wasser, das ich nach einiger Zeit bekam, brachte ich dem wartenden Soldaten. Dabei fiel mein Blick zufällig auf einen anderen schwerverletzten Soldaten, der mit gebeugten Knien im Fluß stand und, alles um sich vergessend, das schmutzige Flußwasser in sich hineinschlürfte.

In der Abenddämmerung, von der sich der Himmel über dem Sentei-Park und die Flammen unmittelbar in unserer Nähe deutlich abhoben, fanden sich einige Leute, die auf dem Sand Holzstücke schichteten und Essen kochten. Schon seit geraumer Zeit hatte neben mir eine Frau gelegen, deren Gesicht zu einer formlosen Masse verquollen war, aber erst an ihrer Stimme, mit der sie mich um Wasser bat, merkte ich, daß es das Dienstmädchen meines Zweitältesten Bruders war. Sie war von dem Lichtstrahl getroffen worden, als sie gerade im Begriff war, mit dem Baby auf dem Arm die Küche zu verlassen. Gesicht, Brust und Hände waren verbrannt. Sie war mit dem Baby und der ältesten Tochter den anderen vorausgeflohen, aber an der Brücke hatte sie das größere Mädchen aus den Augen verloren und war nur mit dem Baby zum Flußbett gekommen. Die Hand, mit der sie instinktiv das Gesicht vor dem Blitz hatte schützen wollen, diese Hand, klagte sie, täte ihr auch jetzt noch weh, als würde sie ihr gerade abgerissen.

Da die Flut weiter stieg, verließen wir das Flußbett und siedelten zum Deich über. Es war nun vollkommen finster, hin und wieder waren Stimmen zu hören, die wie irrsinnig nach Wasser riefen. Das Geschrei der im Flußbett Zurückgelassenen schwoll immer mehr an. Auf dem Deich war es windig, ein wenig zu kühl zum Schlafen. Dicht vor uns lag der Nigitsu-Park, über den sich jetzt ebenfalls Dunkelheit breitete, nur die Umrisse der geknickten Bäume waren schemenhaft zu erkennen. Meine beiden

Brüder kauerten sich mit ihren Familien in eine Mulde, und auch ich fand eine Vertiefung für mich allein. In einer anderen gleich daneben hatten einige verwundete Schulfrauen Schutz gesucht.

»Jetzt brennt auch das Gehölz da drüben. Ob es vielleicht besser ist, weiterzulaufen?« fragte eines der Mädchen besorgt.

Ich stieg aus der Mulde und sah, daß bei den Bäumen drüben, ein paar hundert Meter vor uns, die Flammen knisterten, aber es war nicht zu befürchten, daß das Feuer zu uns übergriffe. »Kommt das Feuer hierher?« fragte mich ein verletztes Mädchen ängstlich.

»Keine Sorge«, erklärte ich, und da fragte sie weiter: »Wie spät mag es jetzt sein? Zwölf Uhr ist es wohl noch nicht?«

In dem Moment ertönte Voralarm. Irgendwo mußte es noch eine unbeschädigte Sirene geben, schwach war ihr Heulen zu hören. Zur Stadt hin brannte es wohl noch, denn flußaufwärts war ein vager Schein zu sehen.

»Ach, wenn es nur bald Morgen würde«, seufzten die Mädchen. »Vater, Mutter!« murmelten sie mit schwachen, leisen Stimmen im Chor. »Kommt das Feuer hierher?« fragte mich das verletzte Mädchen wieder.

Vom Flußbett her war das Todesächzen eines ehemals wohl recht kräftigen jungen Burschen zu hören. Seine Stimme lief widerhallend in alle Richtungen: »Wasser, Wasser, gebt mir Wasser ... ah ... Mutter ... Schwester ... Mitchan!« Die Schreie brachen hervor, als wollten sie Leib und Seele in Stücke reißen, und mit ihnen verflocht sich schwach ein durch Qualen herausgepreßtes Keuchen. - In meinen Kindertagen hatte ich einmal hinter diesem Deich im Flußbett Fische gefangen. Dieser heiße Tag ist mir merkwürdigerweise deutlich in Erinnerung geblieben. Im Sand war ein großes Werbeschild für Lion-Zahnpasta aufgestellt, ab und zu fuhrn donnernd Züge über die Eisenbahnbrücke. Wie traumhaft friedlich die Landschaft doch war.

Als es hell wurde, waren die Schreie der letzten Nacht verklungen. Es war, als hätten jene herzerreißenden Todesschreie noch tief in meinen Ohren, doch im weißen Licht strich der Morgenwind über die Gegend. Mein ältester Bruder und meine Schwester machten sich zur Brandstätte unseres Hauses auf, und mein anderer Bruder brach, da es hieß, es gäbe auf dem Ost-Exerzierplatz eine Sanitätsstelle, mit seiner Familie dahin auf. Als ich mich ebenfalls langsam anschickte, zum Ost-Exerzierplatz zu gehen, bat ein Soldat neben mir, ihn mitzunehmen. Dieser stattliche

Mann mußte überaus schwer verwundet sein. Auf meine Schulter gestützt, setzte er seine Füße so behutsam, als trüge er etwas Zerbrechliches. Außerdem lauerten uns zu Füßen tausend Gefahren: Trümmer und Leichen, die noch Hitze ausstrahlten. Als wir die Tokiwa-Brücke erreicht hatten, war der Soldat so erschöpft, daß er keinen Schritt mehr laufen konnte. Ich sollte ihn dort zurücklassen. So trennte ich mich von ihm und ging allein zum Nigitsu-Park weiter. Hin und wieder sah man lediglich eingestürzte, vom Feuer verschonte Häuser, aber sonst hatte der Blitz weit und breit seine krallenförmigen Spuren hinterlassen. Auf einem freien Platz traf ich auf eine Menschenansammlung. Dort tropfte noch Wasser aus einer Leitung. Bei der Gelegenheit hörte ich zufällig, daß meine Nichte auf der Flüchtlingssammelstelle am Tōshōgū-Schrein in guter Obhut sei.

Ich eilte nun zum Gelände des Tōshōgū-Schreins und kam gerade zurecht, als meine kleine Nichte ihrer Mutter gegenüberstand. Sie war, nachdem das Dienstmädchen sie tags zuvor an der Brücke verloren hatte, mit fremden Leuten mitgelaufen. Als sie jetzt ihre Mutter erblickte, brach sie in Weinen aus - so lange war sie tapfer gewesen. Ihr Hals war schwarz verbrannt, sicher mußte sie große Schmerzen erdulden.

Die Sanitätsstelle hatte man vor dem Tor des Tōshōgū-Schreins errichtet. Nachdem zuerst Polizisten die Personalien aufgenommen und jedem einen Zettel mit seinen Angaben gereicht hatten, mußten die Verwundeten in einer langen Schlange noch etwa eine Stunde lang in der sengenden Sonne warten. Nach allem, was ich gesehen hatte, waren vielleicht die Verletzten, die überhaupt in der Lage waren, sich hier einzureihen, noch ganz gut dran. Auch jetzt hörte man wieder jemanden schreien, als stünde er in Flammen: »Soldat, Soldat! Hilfe! Soldat!«

Es war ein Mädchen mit Brandwunden, das am Wegrand zusammengebrochen war und sich dort hin und her warf. Woanders bat ein Mann in der Uniform eines Luftschutzwartes, der seinen durch Brandwunden aufgetriebenen Kopf auf einen Stein gebettet hatte und den kohlschwarzen Mund stoßweise öffnete, mit schwacher Stimme: »So hilf mir doch einer, ach, Schwester, Doktor.«

Niemand kümmerte sich jedoch um ihn. Es gab zwar Polizisten, Ärzte und Krankenschwestern - sie waren alle aus anderen Städten herbeigeeilt, um zu helfen - aber sie reichten nicht aus.

Ich schloß mich dem Dienstmädchen, das nun mehr und mehr aufgedunsen war und sich andauernd auf die Erde kauern wollte, den Wartenden an. Endlich kamen wir an die Reihe. Nach der Behandlung mußte ich für sie ein Plätzchen zum Ausruhen herrichten. Überall im Gelände lagen Schwer Verwundete, aber nirgendwo gab es ein Zelt oder Baumschatten. Also lehnten wir dünne Holzbretter nebeneinander an den Steinwall und hatten so ein Dach, unter das wir uns verkrochen. Dort verbrachten wir zu sechst, eng zusammengepfercht, über vierundzwanzig Stunden.

Nicht weit von uns entfernt war ein ähnlicher Unterschlupf zurechtgezimmert. Der Mann, der sich dort ruckartig auf der Strohmatten bewegte, sprach mich an. Er hatte weder Hemd noch Jacke, nur von dem einen Hosenbein war noch ein Fetzen an der Hüfte hängengeblieben. An Händen, Füßen und im Gesicht war er verletzt. Dieser Mann war, wie er sagte, im sechsten Stock des Chügoku-Hochhauses von der Bombe überrascht worden. Er muß jedoch äußerst energisch und zielstrebig gewesen sein, denn er war, indem er Leute um Hilfe angesprochen und sie überredet hatte, immerhin bis hierher geflüchtet. Zu ihm stieß jetzt ein Bursche, über und über mit Blut beschmiert, der den Gürtel eines Offiziersanwärters trug. Sogleich wurde mein Nachbar schroff und brummte befehlend: »He, he, geh weg! Ich bin mächtig zerschunden. Falls du mich anfaßt, kenne ich keine Rücksicht. Es ist doch soviel Platz, mußt du ausgerechnet hierher kommen, wo es so eng ist? Na, scher dich weg, aber schnell!«

Der Bursche erhob sich verblüfft.

Etwas mehr als zwei Meter von unserer Lagerstatt entfernt stand ein fast kahler Kirschbaum, unter den sich zwei Schulmädchen niedergelassen hatte. Alle beide hatten schwarzverbrannte Gesichter, und sie stöhnten, den mageren Rücken der Sonnenglut ausgesetzt, nach Wasser. Es waren Mädchen von der Gewerbeschule, die zur Batatenernte in diese Gegend gekommen und die hier das Unglück ereilte. Zu ihnen gesellte sich eine Frau mit verräuchertem Gesicht, die eine Hose trug, legte ihre Handtasche hin und ließ sich ermattet auf die Erde sinken. Der Tag ging schon zur Neige. Der Gedanke, wieder so die Nacht verbringen zu müssen, stimmte mich merkwürdig trübsinnig.

Schon vor Morgengrauen waren unaufhörlich Stimmen zu hören, die zu Buddha flehten. Es starben ständig Menschen. Als die Sonne höher stand, hauchten auch die beiden Mädchen ihr Leben aus. Der Polizist, der ihre Körper untersucht hatte, näher-

te sich nun der Frau mit der Hose. Sie war in sich zusammengesunken und wohl ebenfalls tot. Als der Polizist ihre Handtasche leerte, fand er ihre Papiere und Anleihscheine. Aus ihnen ersah er, daß das Unglück die Frau mitten auf einer Reise getroffen hatte.

Gegen Mittag wurde Fliegeralarm gegeben, und tatsächlich war auch Motorengerumm zu hören. Das Elend und die Todesqualen um uns herum waren wir fast schon gewöhnt, aber Hunger und Durst quälten uns immer heftiger. Was aus den beiden Söhnen meines anderen Bruders geworden war, wußten wir noch nicht. Sie waren an dem Morgen in die Stadt zur Schule gegangen. Die Leute um uns starben, die Leichen blieben einfach liegen. In dem Gefühl der Hilflosigkeit liefen die Menschen ruhelos umher. Und bei alledem wurde auf dem Exerzierplatz bis zur Verzweiflung hell Trompete geblasen.

Meine Nichten schrien laut vor Schmerzen, und das Dienstmädchen flehte unaufhörlich um Wasser. Als wir völlig ratlos waren, kehrte endlich mein ältester Bruder zurück. Er war am Vortag nach Hatsuka'ichi gegangen, wohin seine Frau evakuiert worden war. Unterwegs hatte er mit den Leuten aus dem Dorf Hachiman verhandelt, und es war ihm gelungen, einen Pferdewagen zu mieten. So zogen wir mit dem Pferdewagen fort.

Der Pferdewagen, auf dem außer mir die Familie meines zweiten Bruders und meine Schwester Platz gefunden hatten, fuhr vom Tōshōgū-Schrein nach Nigitsu. Wir fanden den Jungen, als wir, von Hakushima kommend, am Eingang des Sentei-Parkes vorüberfuhren. Zufällig fiel der Blick meines Bruders auf eine Leiche in einer gelben, kurzen Hose, die ihm bekannt vorkam. Sie lag auf dem freien Platz, dort wo er an den West-Exerzierplatz grenzte. Er kletterte vom Wagen, um nachzusehen. Meine Schwägerin und ich folgten ihm. Es war mein Neffe Fumihiko. Um die Hose, die wir wiedererkannten, war unverkennbar sein Gürtel geschlungen. Seine Jacke war fort, und auf der Brust hatte er eine faustgroße Geschwulst, aus der Flüssigkeit sickerte. In seinem kohlschwarzen Gesicht schimmerten leicht seine weißen Zähne. Die Finger seiner beiden hingestreckten Hände hielt er fest nach innen zur Faust geballt, die Nägel drückten sich ins Fleisch. Neben ihm lag die Leiche eines Mittelschülers, und wieder etwas weiter ein totes junges Mädchen - alle drei waren in der gleichen Haltung erstarrt. Mein Bruder nahm Fumihikos Gürtel und ein Stückchen vom Fingernagel zum Andenken mit und ließ ihn, nachdem er ihm ein Namensschild ange-

steckt hatte, zurück. Das war ein Erlebnis, bei dem uns sogar die Tränen versiegt waren.

Da der Pferdewagen dann am Kokutaiji-Tempel vorbei über die Sumiyoshi-Brücke nach Koi fuhr, konnte ich fast die ganze Brandstätte des Stadtzentrums überblicken. Durch die Weite des silbernen Nichts, das sich gleißend unter der glühenden Sonne breitete, zogen sich Straßen, Flüsse und Brücken. Da und dort lagen wie künstlich angeordnet rotverbrannte, aufgequollene Leichen. Das mußte eine neue, durch eine sorgfältig genaue Methode herbeigeführte Hölle sein. Alles Menschliche war hier ausgemerzt. Die Leichen zum Beispiel hatten einen unerklärlichen, schematischen Ausdruck. Von diesen Leichen, die im Augenblick der Qual gekrümmt steif geworden waren, ging eine Art mystischer Rhythmus aus. Mitten in diesem Nichts ähnelten die wirr herabhängenden Leitungsdrähte und die unzähligen Trümmer einem in sich erstarrten Muster. Beim Anblick des mit einem Ruck umgekippten und wohl gleich ausgebrannten Straßenbahnwagens, neben dem hingeschleudert ein riesiger Pferdeleib lag, drängte sich einem der Gedanke an ein surrealistisches Gemälde auf. Auch der große Kampferbaum des Kokutaiji-Tempels lag entwurzelt da, Grabsteine waren umhergestreut. Die Asano-Bibliothek, von der nur noch die Außenmauern standen, hatte sich in eine riesige Leichenkammer verwandelt. Auf den Straßen qualmte es noch an einigen Stellen. Die Luft war von Verwesung erfüllt. Jedesmal, wenn wir den Flußlauf überquerten, wunderte ich mich, daß die Brücken nicht eingestürzt waren. Meine Eindrücke von alledem kann ich nur in schmucklosen Worten festhalten. Ein solches eilig hingeworfenes Gedicht sei hier eingeschoben:

Stechend gleißende Trümmer,
Grauweiße Asche,
Wie im Panorama, weit und breit.
Rotverbrannte Menschenleichen in sonderbarem Rhythmus.
Hat es das alles gegeben, konnte es das geben?
Eine Welt, in Sekundenschnelle kahl geschoren!
Neben dem umgestürzten Straßenbahnwagen da,
Der aufgedunsene Pferderumpf!
Und der Geruch schmorender Leitungsdrähte.

Der Pferdewagen zog durch die Straßen mit ihren sich endlos erstreckenden Vernichtungsspuren. Auch in den Randgebieten reihte sich ein eingestürztes Haus an das andere, aber hinter Kusatsu umgab uns endlich wieder das Grün einer Landschaft, die frei von den Zeichen der Katastrophe war. Es stach mir richtig in die Augen, als über grünen Feldern ein Libellenschwarm heranschwebte. Bis zum Dorf Hachiman war es noch ein langer eintöniger Weg. Die Sonne war schon gesunken, als wir das Dorf erreichten. Am nächsten Tag ging dort für uns das Elend weiter. Bei denen, die verwundet waren, zeigte sich keine Besserung, und wir anderen, die wir noch einigermaßen gesund waren, verloren allmählich durch Unterernährung unsere Kräfte. Der verbrannte Arm des Dienstmädchens bildete bald eine einzige eitrig-eitrige Wunde und lockte Fliegenschwärme an, die ihre Eier dort ablegten. Kein Desinfizieren half. Nach etwas mehr als einem Monat starb sie jämmerlich.

Einige Tage, nachdem wir in das Dorf übergesiedelt waren, fand sich mein anderer verschollener Neffe von der Mittelschule bei uns ein. Er war an jenem Morgen in die Schule gegangen, und, wie er erzählte, hatte er den Blitz gesehen, als er sich gerade im Klassenzimmer aufhielt. In derselben Sekunde hatte er sich unter den Tisch geduckt. Dann war die Decke herabgestürzt und hatte ihn verschüttet. Er konnte jedoch durch einen Spalt, den er nach einem Weilchen entdeckt hatte, entkommen. Nur wenige Kinder hatten sich ins Freie retten können, alle anderen waren auf einen Schlag tot. Er war mit den anderen zusammen zum Hiji-Hügel geflohen. Unterwegs hatte er weiße Flüssigkeit erbrochen. Zum Schluß war er mit einem Freund im Zug zu dessen Verwandten gefahren, wo er sich solange aufgehalten hatte. Etwa eine Woche, nachdem er bei uns war, begannen ihm die Haare auszufallen, und zwei Tage später hatte er eine völlige Glatze. Damals war man der Ansicht, daß den Kranken bei Haarausfall und Nasenbluten meistens nicht mehr zu helfen war. Ungefähr zwölf Tage, nachdem mein Neffe die Haare verloren hatte, setzte schließlich auch bei ihm Nasenbluten ein. Der Arzt erklärte, daß er diese Nacht nicht überleben würde. Aber mein Neffe überstand die schwere Krise, und langsam besserte sich sein Befinden.

Von N. hörte ich folgendes: Er spürte, als er sich das erstmal [das erste Mal; E.] auf den Weg zu seiner evakuierten Fabrik gemacht hatte, im Zug, der gerade in einen Tunnel einfuhr, einen Stoß. Als der Zug den Tunnel passiert hatte und N. nach Hiroshima zurückblickte, sah er sanft drei Fallschirme herabschweben. Auf der nächs-

ten Station, die der Zug erreichte, stellte er mit Entsetzen fest, daß die Fenster des Bahnhofsgebäudes zum größten Teil zerborsten waren. An seinem Reiseziel erwarteten ihn dann ausführliche Berichte. Auf der Stelle bestieg N. einen Zug, um gleich wieder zurückzufahren. Alle Züge, die ihm entgegenkamen, waren mit Schwerverwundeten überfüllt. Voll Ungeduld wartete er, daß die Feuersbrunst in der Stadt sich lege, und ohne zu zögern, lief er durch die noch heißen Asphaltstraßen. Zuerst ging er zur Mädchenschule, an der seine Frau gearbeitet hatte. In den ausgebrannten Klassenräumen fand er die Überreste der Schülerinnen und in den Trümmern des Direktorzimmers ein weißes Skelett, vermutlich das des Direktors. Aber etwas, das auf seine Frau gedeutet hätte, entdeckte er trotz aller Mühe nicht. Dann machte er sich so schnell er nur konnte, zu seiner Wohnung hin auf den Weg. Da er in der Nähe von Ujina wohnte, war das Haus nur eingestürzt, vom Feuer jedoch verschont geblieben. Auch dort war seine Frau nicht. Daraufhin lief er wieder die ganze Strecke von der Wohnung zur Schule zurück und sah sich genau jeden Toten auf der Straße an. Die meisten lagen mit dem Gesicht nach unten, so daß er sie erst aufrichten mußte. Alle Frauenleichen, die er fand, waren völlig verstümmelt, seine Frau war nicht darunter. Zuletzt irrte er ziellos hier und da umher und suchte nach ihr. Er stieß auf etwa zehn übereinandergeschichtete Leichen in einem Bassin. Woanders hingen Tote an einer am Flußufer lehrenden Leiter. Eine auf den Bus wartende Menschenlange war im Stehen, wobei jeder die Fingernägel in die Schulter seines Vordermannes gekrallt hatte, erstarrt. Er traf auch auf eine Gruppe vom Lande zum Häusersereinreißen herangezogener Arbeitsdienstler, die alle umgekommen waren. Das entsetzliche Bild auf dem West-Exerzierplatz übertraf jede Vorstellungskraft. Dort lagen Berge toter Soldaten. Aber nirgendwo fand er die Leiche seiner Frau. N. forschte in allen Aufnahmelagern nach und blickte in die Gesichter der Schwerverletzten. Auf allen Gesichtern lag grenzenloses Elend, doch keines war das Gesicht seiner Frau. Zum Schluß, nachdem N. drei Tage und drei Nächte bis zur Erschöpfung umhergeirrt war, suchte er noch einmal die Brandstätte der Mädchenschule auf, die die Arbeitsstelle seiner Frau gewesen war.

(1947)

Quelle [1]

Anhang

Sadako Kuriharas Gedicht *Umashimen ka na* ist vielleicht das bekannteste Gedicht der Genbaku Bungaku und in viele Sprachen übersetzt. Wer an der japanischen Sprache interessiert ist, wird auch mit Gewinn die verschiedenen deutschen Übersetzungen lesen. Hier habe ich mich auf die von Siegfried Schaarschmidt beschränkt.

Die folgende englische Übersetzung bietet eine Gelegenheit, auf ein bedeutendes Buch hinzuweisen. Es stammt von *John Whittier Treat*, einem US-amerikanischen Japanologen, und trägt den Titel *Writing Ground Zero, Japanese Literature and the Atomic Bomb*. Wer sich mit der »Literatur danach« befasst, sollte zunächst die Texte selbst lesen. Nicht nur einmal lesen, sondern lesen, lesen, lesen. Später ist die Lektüre von Treats Buch eine wertvolle Lektüre.

Eine weitere Bemerkung: Es wird Ihnen aufgefallen sein, dass der größte Teil der Autoren und Autorinnen aus Hiroshima stammt oder über Hiroshima schreibt. Was Nagasaki betrifft, so habe ich mich zunächst auf *Takashi Nagai*, Militärarzt und passionierter Röntgenologe aus Nagsaki beschränkt und etwas ausführlicher zitiert. Sein Buch *Die Glocken von Nagasaki* dürfte das erste von einem überlebenden Atombombenopfer verfasste, weltweit verbreitete Buch über jene schrecklichen Ereignisse sein. Dieses Buch hat Anfang der 1950er Jahre in Japan und in der westlichen Welt Millionenauflagen erreicht. Nagai war spätestens seit 1946 ans Bett gefesselt, seine Bücher sind buchstäblich auf dem Sterbebett geschrieben. 1951 endete sein Leben. Von den berühmten oder bekannteren Autoren aus Nagasaki erwähne ich zunächst die folgenden drei: *Kyoko Hayashi*, *Kan Yamada* und *Mitsuharu Inoue*. Textbeispiele lege ich Ihnen in den nächsten Wochen vor. Bei den bereits aufgeführten sehr bekannten Autoren aus Hiroshima ist der Name *Yoko Ota* zu ergänzen. Ein Textbeispiel gebe ich Ihnen später.

Sadako Kurihara

Let Us Be Midwives

Übersetzt von John Whittier Treat

It was night in the basement of a building now in ruins.
Victims of the atomic bombengebieten
jammed the dark room;
there wasn't even a single candle.
The smell of fresh blood, the stench of death,
 the sickening smell of humanity, the moans -
out of all that, miraculously, a voice:
"The baby's coming!"
In this hellish basement, at this very moment,
a young woman had gone into labor.
In the dark, without a single match, what to do?
Forgetting their own pains, people worried about her.
And then: "I'm a midwife; I'll help with the birth."
Seriously injured herself, the speaker had been moaning
 only moments before.
And so, in the darkness of that hellish depth
 new life was born.
And so, before dawn, still bathed in blood,
 the midwife died.
Let us be midwives!
Let us be midwives!
Even at the cost of our own lives.

Quelle [6], S. 162

Quellen

- [1] *Seit jenem Tag, Hiroshima und Nagasaki in der japanischen Literatur*, herausgegeben von Narihiko Itô, Siegfried Schaarschmidt, Wolfgang Schamoni, Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt am Main 1984
- [2] *An jenem Tag, Literarische Zeugnisse über Hiroshima und Nagasaki*, herausgegeben von Jürgen Berndt, Verlag Volk und Welt: Berlin 1985
- [3] Takashi Nagai, *Die Glocken von Nagasaki, Geschichte der Atombombe*, Schweizer Volks-Buchgemeinde: Luzern 1953
- [4] *Geschichte Leben, Deutsche Schüler in Japan*, herausgegeben von Eugen Eichhorn, Masayo Kajimura, Fabian Schwarz, Heidemarie Sow, Schibri-Verlag: Berlin 1999
- [5] Richard Rhodes, *Die Atombombe oder Die Geschichte des 8. Schöpfungstages*, GRENO: Nördlingen 1988. Auch nach 25 Jahren noch das inhaltsreichste Buch über das Manhattan-Projekt. Ausgezeichnet mit dem Pulitzer-Preis und einer Reihe anderer renommierter Preise. Die amerikanische Originalausgabe trägt den Titel *The Making of the Atomic Bomb* und ist 1986 bei Simon & Schuster in New York erschienen. Ins Deutsche übersetzt durch ein Übersetzerteam; die Übersetzung ist an manchen Stellen mit Vorsicht zu genießen.
- [6] John Whittier Treat, *Writing Ground Zero, Japanese Literature and the Atomic Bomb*, Chicago 2004¹⁰. Die erste Auflage erschien 1995.